



**Weltliteratur aus der Thüringer Provinz  
Der Berliner Literaturwissenschaftler  
Michael Opitz hat die erste umfassende Biographie  
von Wolfgang Hilbig vorgelegt**

**Michael OPITZ: *Wolfgang Hilbig. Eine Biographie.*  
Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2017: 663 S.**

Im Heft 7/1968 der vom Ostberliner Schriftstellerverband seit 1952 herausgegebenen Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur (ndl)* fand sich auf Seite 187 der folgende kleine Leserbrief: „Darf ich Sie bitten, in einer Ihrer nächsten Nummern folgende Annonce zu bringen: ‚Welcher deutschsprachige Verlag veröffentlicht meine Gedichte. Nur ernstgemeinte Zeitschriften an: W. Hilbig, 7404 Meuselwitz, Breitscheidstraße 19b.‘ Ich bitte, nach Abdruck der Anzeige, mir die Rechnung zuzuschicken.“

War damit eine Eulenspiegelerei in eine der wichtigsten Literaturzeitschriften der DDR gelangt? Oder durften die Leser die wenigen Zeilen als Hilferuf eines Mannes verstehen, der, obwohl jener Klasse zugehörend, der von der tonangebenden Partei auch in der Literatur die führende Rolle zugesprochen wurde, mit seinen Texten immer wieder auf Publikationsbarrieren stieß? Und wer war überhaupt dieser bei den Lesern im selbsternannten „Leseland DDR“ weitgehend unbekanntes „W. Hilbig“ aus der heute im Osten Thüringens an der Grenze zu Sachsen gelegenen Kleinstadt Meuselwitz?

Letztere Frage ist inzwischen obsolet. Wolfgang Hilbigs (1941–2007) Ruf, einer der wichtigsten deutschsprachigen Dichter der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu sein, wird heute kaum jemand mehr widersprechen, der sich mit der deutschen Literatur zu Zeiten der Teilung des Landes zwischen 1948 und 1990 auseinandersetzt. Denn Hilbigs Stim-

me eignet im Chore all jener, die literarisch auf ihr Leben im Staatssozialismus der DDR Bezug nahmen, tatsächlich etwas Einmaliges. Weder gehörte er zu jenen vielen Apologeten des Systems, die der tonangebenden Partei literarisch sekundierten, was meist in ästhetische Sackgassen führte und schließlich dahin, dass sie heute niemand mehr liest. Noch lässt er sich der kritischen Fraktion von Schriftstellern zuschlagen, deren durchaus ernste Kritik am System aber immer nur auf Verbesserungsvorschläge hinauslief, nie auf dessen generelle Infragestellung. Denn Wolfgang Hilbig war von Anfang an desillusioniert vom Leben in einem Staat, das sich oben anders anfühlte als unten. Und das mit gutem Grund: Der Mann, der lange Zeit ein Doppelleben führte – als Hilfsarbeiter in verschiedenen Berufen und schließlich knapp zehn Jahre als Heizer auf der einen Seite, andererseits als manisch seine Erfahrungen in der Arbeitswelt literarisch Umsetzender, dem allerdings das Publikum fehlte –, wusste aus eigener Anschauung und Erfahrung, dass zwischen dem Projekt „Sozialismus auf deutschem Boden“ und seiner konkreten Umsetzung eine immer größer werdende Lücke klaffte, die mit schönen Worten nicht auf Dauer zu schließen war.

Nun ist mit der Biographie des Berliner Literaturwissenschaftlers und -kritikers Michael Opitz (Jahrgang 1953) die erste umfassende Lebensbeschreibung Hilbigs erschienen. Opitz erzählt aus großer Nähe zu Hilbigs Werken, erschließt für den Leser nicht nur bekannte, sondern auch zahlreiche Texte, die auf ihre Veröffentlichung noch warten, und hat mit vielen Personen gesprochen, die Hilbig auf seinem Lebensweg begegneten, teilweise über Jahre an seiner Seite lebten.

Untergliedert ist die auch für den Laien gut lesbare, manchmal freilich ein wenig zu sehr ins Detail gehende und deshalb hier und da redundante Arbeit in sechs große Teile, von denen jeder noch einmal in fünf Unterkapitel zerfällt. Dadurch, dass als Überschriften sämtlicher Abschnitte durchgängig Zitate aus Hilbigs Texten fungieren, wird von vornherein unterstrichen: Die Welt seiner Bücher ist von derjenigen seines familiären und geografischen Herkommens nicht zu trennen. Wer Hilbigs Leben verstehen will, ohne dessen Gedichte, Erzählungen, Romane und theoretische Einlassungen einzubeziehen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Denn Leben und Schreiben dieses Mannes waren praktisch ein und dasselbe. Jenseits seiner Schriftstellerexistenz existierte zwar die „Privatperson“ Wolfgang Hilbig, doch zu deren Kern drang kaum jemand durch. Und diejenigen, denen es gelang, den Menschen hinter dem Autor kennen zu lernen, bezahlten diese Nähe nicht selten mit Leid und Erschütterung.

Von besonderem Interesse für diejenigen, denen Hilbigs literarischer Kosmos schon vertraut ist, sind sicher jene Abschnitte, in denen Opitz

dessen literarischen Anfängen nachforscht. Dabei wird deutlich, dass schon der dreizehn-/vierzehnjährige Volksschüler Wolfgang Hilbig vom Schreiben fasziniert war. Neben den nicht unbeträchtlichen sportlichen Erfolgen diente es ihm vor allem dazu, seine Reputation im Kreise der Klassenkameraden aufzubessern. Mit Wildwestgeschichten im Stile der damals von Hand zu Hand gehenden *Buffalo-Bill*-Heftchen vermochte er erfolgreich über die Tatsache hinwegzutäuschen, dass seine Schulleistungen insgesamt eher zu Tadel als zu Lob Anlass gaben.

Umso erstaunlicher nimmt sich diese Tatsache vor dem Hintergrund aus, dass es sich bei seinem Elternhaus – der Vater im Krieg verschollen, die Mutter Verkäuferin, die Familie zusammengehalten vom Großvater mütterlicherseits, dem in den 20er Jahren aus seiner ostpolnischen Heimat nach Meuselwitz gekommenen Bergarbeiter Kasimir Startek, der Deutsch weder lesen noch schreiben konnte – eher um eines handelte, das man heute mit dem Adjektiv „bildungsfern“ bezeichnen würde. Mutter und Großvater hielten Hilbig denn auch eher zum Arbeiten als zum Schreiben an, ließen ihn nach Beendigung der achten Klasse eine Lehre zum Bohrwerkdreher machen und sahen auch späterhin eher mit Misstrauen auf die Versuche des Sohnes und Enkels, sich als Schriftsteller zu etablieren.

So früh Hilbig auch zu schreiben begann, so verbietet es sich m.E. dennoch, jene Versuche, fiktive abenteuerliche Welten zur Freude seiner Mitschüler zu erfinden, als eine erste Werkphase im Schaffen des Autors zu bezeichnen, wie Michael Opitz das tut. Wolfgang Hilbig, der seinem eigenen Schreiben gegenüber immer selbst der größte Kritiker war und später einen Großteil seiner vor 1965 entstandenen Texte vernichtete, hätte dem die Zustimmung mit Sicherheit verweigert. Erklären lässt sich aus seinen Schreibanfängen, mit denen er sofort in Widerspruch zur Welt seiner Herkunft und den diese repräsentierenden Autoritäten geriet, allerdings die Außenseiterrolle, die er fortan lebenslang einnahm – und zwar sowohl im gesellschaftlichen Leben wie auch im Literaturbetrieb.

Dass er mit seinem Schreiben – sowohl inhaltlich wie auch formell – keine Chance haben würde bei den Verlagen und Kulturinstitutionen seines Heimatlandes, war von vornherein absehbar. Und so ist es denn auch kein Wunder, dass – abgesehen von ein paar wenigen Gedichten in Zeitschriften und einer kleinen Erzählung innerhalb der Anthologie *Alfons auf dem Dach* (1982) – bis zum Wendejahr 1989 nur eine einzige selbstständige Publikation von Wolfgang Hilbig in der DDR erschien: der von Franz Fühmann entscheidend mit auf den Weg gebrachte Lyrik-Prosa-Band *stimme stimme* (1983) im Leipziger Reclam-Verlag.

Da andererseits im Zeitraum zwischen 1979 und dem Mauerfalljahr im Frankfurter S. Fischer Verlag sechs Hilbig-Publikationen herausge-

bracht wurden – zwei Gedicht-, drei Erzählungsbände und der Roman *Eine Übertragung* (1989) – rechtfertigt allein die Tatsache, dass nahezu alle seine Texte dort spielen, wo Hilbig die längste Zeit seines Lebens verbrachte, die Zuordnung dieses Autors zum Komplex „DDR-Literatur“. Seine wahren Entdecker und Förderer freilich waren in der Bundesrepublik Deutschland zu Hause.

Als sich Wolfgang Hilbig Mitte der 60er Jahre entschloss, nicht mehr von Autoren wie Novalis und E.T.A. Hoffmann inspirierte romantisierende Erzählungen zu schreiben – für Opitz stehen jene Texte der späten 50er/frühen 60er Jahre im Mittelpunkt der zweiten Schaffensphase Hilbigs –, sondern sich fortan mit der Gegenwart seines Landes, wie er sie aus seiner Perspektive wahrnahm, zu beschäftigen, rückte er zunehmend in den Fokus der Staatssicherheit. Michael Opitz hat sich für seine Biographie nicht nur die 46 bei der Akademie der Künste in Berlin lagernden Archivkästen des künstlerischen Nachlasses angesehen, sondern auch Einsicht genommen in Hilbigs Stasi-Akten, die alles in allem neun Aktenordner füllen. Dabei wurde evident, dass sich der Autor seit 1964 im Visier des Inlandsgeheimdienstes befand und Zeit seines Lebens in der DDR von zahlreichen so genannten „informellen Mitarbeitern“ umgeben war, die regelmäßig Berichte an ihre Führungsoffiziere verfertigten. Erstaunlich erscheint im Nachhinein der Mut, mit dem sich Hilbig dieser Situation stellte und unverdrossen um die Veröffentlichung seiner Werke in einem Land kämpfte, für dessen staatliche Organe er ein Feind war, den es entweder zu disziplinieren oder mundtot zu machen galt.

Dass es Hilbig in den vier Jahren, die er nach seiner 1986 erfolgten Ausreise aus der DDR noch in der Bundesrepublik verbrachte, und ab 1990 dann im wiedervereinigten Deutschland – ab 1993 lebte der Dichter wieder in Berlin, wo er auch am 9. Juni 2007 auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof beerdigt wurde – gelingen würde, seine Außenseiterrolle abzuschütteln, hat wohl niemand erwartet, der ihn kannte. Er selbst sah sich stets als eine Art Kaspar-Hauser-Existenz, immer der Fremde, nie der Dazugehörende. Nachdem es ihm in den utopischen Gefilden des Staatssozialismus à la DDR nicht gelungen war, heimisch zu werden, tat er sich genauso schwer mit dem Leben im neuen Deutschland. Beredtes Zeugnis davon legt sein Roman *Das Provisorium* (2000) ab – *opus magnum*, Vermächtnis und Jahrhundertbilanz in einem. Und ändern daran konnten auch nichts die zahlreichen Preise – vom Ingeborg-Bachmann- (1989) über den Georg-Büchner- (2002) bis zum Erwin-Strittmatter-Preis (2007), den er, seit 2005 an einer unheilbaren Krebserkrankung leidend, persönlich nicht mehr entgegennehmen konnte –, mit denen er in der Nachwendezeit geehrt wurde.

Wolfgang Hilbigs Werk hat inzwischen eine lange Reihe an Sekundärliteratur hervorgebracht. Es existiert kaum ein Text dieses Dichters, kein Gedichtvers, die unkommentiert geblieben wären. Dass es darunter auch biographische Versuche und Lebenserinnerungen von mit ihm verbundenen Frauen – eine Ausnahmestellung beansprucht hier der fiktive Roman *Nachtgeschwister* (2011) der mit Hilbig von 1994 bis 2002 verheirateten Schriftstellerin Natascha Wodin – gibt, nimmt der vorliegenden Biographie von Michael Opitz nichts von ihrem Rang. Bis auf Weiteres darf sie als das Standardwerk gelten, was Leben und Werk – und vor allem den immer wieder aufgezeigten Zusammenhang beider bei diesem Schriftsteller – betrifft.

*Dietmar Jacobsen*  
Erfurt